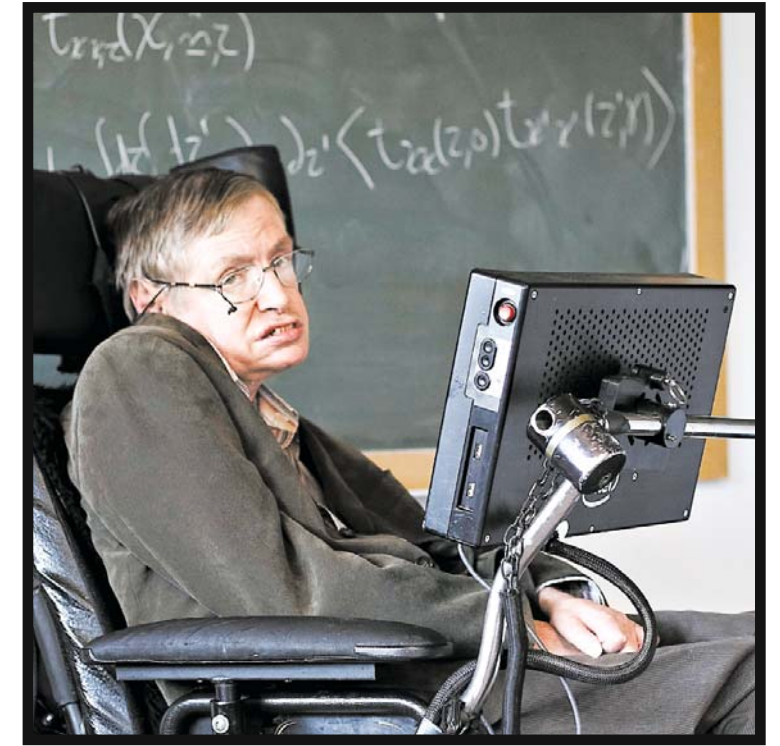


Albert Einstein (1879–1955), Erfinder der Relativitätstheorie



Marie Curie (1867–1934) bekam gleich zwei Nobelpreise



Der Physiker Stephen Hawking, 70, lehrte 30 Jahre in Cambridge

Genies unter der Lupe

Eine Marburger Langzeitstudie beobachtet seit 25 Jahren, wie Hochbegabte durchs Leben kommen VON ANGELIKA DIETRICH

Sie sind weder besonders verhaltensauffällig noch psychisch instabiler als durchschnittlich Begabte, sie brauchen weder besonders wenig Schlaf, noch haben sie häufiger Allergien oder weniger Trotzanfalle im Kleinkindalter. Im Gegenteil: Hochbegabte sind ganz normale Menschen, vielleicht ein bisschen glücklicher und erfolgreicher als manch anderer – weil sie leichter durchs Leben kommen. Seit nunmehr einem Vierteljahrhundert rückt der Psychologieprofessor Detlef H. Rost von der Universität Marburg mit markigen Worten so manches schiefe Bild von Genie und Wahnsinn gerade und räumt mit Mythen und Vorurteilen über Hochbegabte auf. Denn er weiß es besser und kann es belegen.

Aus 7023 Drittklässlern suchte Rost im Jahr 1987 mittels Intelligenztest diejenigen heraus, bei denen ein Intelligenzquotient (IQ) von 130 oder mehr gemessen wurde – das waren 151 Schüler. Ein IQ von mindestens 130 gilt als Indikator für eine Hochbegabung. Diese Schüler waren der Grundstock für das Marburger Hochbegabtenprojekt, die größte Längsschnittstudie zum Thema, die bis heute, 25 Jahre später, andauert. Einzig in den USA wird noch länger an Hochbegabten geforscht: Der Psychologe Lewis Terman begann 1921 eine Studie mit über 1500 Probanden, heute forschen seine Schüler noch immer dazu.

Als Rost seine Studie Ende der achtziger Jahre startete, hatte das Thema Hochbegabung einen zweifelhaften Ruf. Hochbegabte galten als Außenseiter, die meistens Schwierigkeiten machten. Von Eliteförderung wollte niemand etwas wissen. Rost bekam anonyme Anrufe, man drohte ihm, die Autoreifen zu zerstoßen, sollte er sich weiter dem Thema widmen.

Abschrecken ließ er sich nicht. In den letzten zweieinhalb Jahrzehnten wurden die Probanden etwa zehn Mal ausführlich befragt, jedes Mal zu einem anderen Schwerpunkt: von Interessen im Kindes- und Jugendalter über Persönlichkeitsmerkmale bis hin zur Studien- und Berufswahl. Mit seinen Untersuchungen konnte er bestehende Thesen überprüfen, darunter die jüngst in den USA kursierende Annahme, Hochbegabte seien besonders empfindsam – auf den unterschiedlichsten Gebieten, sensorisch, emotional, motorisch, intellektuell. Das Ergebnis: »Sie waren nur intellektuell übersensibel«, sagt Rost. »Aber das ist doch klar. Hochbegabten macht es eben

mehr Spaß, Probleme zu lösen und sich intellektuell zu beschäftigen, aber das hat ja streng genommen nichts mit gesteigerter Sensibilität zu tun.«

Demnächst wird Rost seinen Probanden Fragen zur beruflichen Zufriedenheit stellen. Auch um ihr Einkommen soll es gehen. Bislang hat er schon das persönliche Wohlbefinden, Studienwahl und Berufswunsch erforscht. Auch hier zeigt sich, was erwartbar war: Hochbegabte haben eine stärkere Vorliebe für Forschung und Wissenschaft als die Vergleichsgruppe, die Hochleistenden sind ein bisschen ehrgeiziger, was Karriereziele und Geldverdienen betrifft.

Als solide und fundiert kommentieren Kollegen Rosts Forschungsmethode – auch wenn über Teilaspekte durchaus diskutiert werden kann.

Etwa, ob die Gruppe der hochbegabten Underachiever, also derjenigen, die trotz hoher Intelligenz schlechte Schulleistungen bringen, nicht doch höher ist als die von Rost ermittelten 15 Prozent. Der Psychologe Christian Fischer vom ICBF in Münster vermutet, dass hochbegabte, aber schlechte Schüler vermutlich ebenso wie in der Schule auch in den Tests von Rost nicht ihre eigentliche hohe Intelligenz zeigen konnten. Denn »hochbegabte Minderleister sind nicht selten leistungsfähig und nicht besonders stressresistent«. Bei Klassenarbeiten schnitten diese Kinder deshalb besonders schlecht ab – ein Gruppenintelligenztest, wie Rost ihn benutzt, sei eine vergleichbare Situation. So sind womöglich einige Hochbegabte bei den damals untersuchten 7023 Drittklässlern durchs Raster gefallen und gar nicht entdeckt worden. Bei individuellen Tests, so Fischer, können die IQ-Ergebnisse dagegen deutlich höher sein. Er gibt aber auch zu: »Im Rahmen einer solchen Längsschnittstudie wäre eine andere Methode, die auf Individualtests setzt, kaum praktikabel.«

In der Kritik steht auch die Definition von Hochbegabung: Rost lässt dafür einzig den Intelligenzquotienten von über 130 gelten. Doch der Forscher Christian Fischer oder auch Ingmar Ahl, Vorstand der Karg-Stiftung, deren Ziel es ist, hochbegabte Kinder zu fördern, merken an, dass sich der Begabungsbegriff in den letzten 20 Jahren stark verändert hat. Viele Begabungsforscher gehen heute von einem erweiterten Begabungsbegriff aus: Das heißt, nicht nur der IQ soll Aufschluss über eine Hochbegabung geben, sondern beispielsweise auch die soziale oder emotionale, die sensomotorische oder sportliche Begabung oder sogenannte multiple Intelligenzen wie naturalistische, körperlich-kinästhetische oder exis-

tenzielle Intelligenz sollten herangezogen werden. »Inhaltlich werden bei einem Intelligenztest nicht-intellektuelle Begabungen ausgeklammert«, sagt Christian Fischer. Sein Kollege Rost konzentrierte sich in seiner Studie auf hohe Intelligenz im Speziellen – nicht auf hohe Begabung im Allgemeinen. Rost aber hält dagegen: »Diese angeblichen Alternativen sind theoretisch schwach unterfüttert und empirisch nicht belastbar.« Für größere und langfristige Untersuchungen gibt es zum bewährten Intelligenzquotienten immer noch kaum eine Alternative. Das sieht auch Fischer so: Den IQ-Test zu wählen sei dann letztlich eine vernünftige methodische Entscheidung.

Auch wenn die Forschungsansätze der Wissenschaftler unterschiedlich sind, am Ende haben sie alle die gleiche Absicht: begabte Kinder richtig zu fördern. Das sei in den Köpfen vieler Lehrer und Eltern jedoch noch nicht angekommen, sagt Manuela-Angelika Mahn, Präsidentin der Deutschen Gesellschaft für das hochbegabte Kind. Sie zieht als Vergleich den Sport heran: »Wenn ein Kind früh als besonders talentiert auffällt, wird alles getan, dieses Talent zu fördern. Aber bei Hochbegabten heißt es noch, halt dich zurück mit dem, was du kannst. Die anderen müssen auch mal ran.« Dabei bräuchten gerade Hochbegabte Herausforderungen und spezielle Förderung.

Das Recht auf individuelle Förderung haben die Bundesländer in den vergangenen Jahren in ihre Bildungspläne mit aufgenommen. »Individuell« sollte dabei eben nicht nur für die schwachen, sondern auch für die besonders begabten Schüler gelten. »Hochbegabte Kinder werden nicht zu Hause unglücklich, sondern in Schule und Kita«, sagt Ingmar Ahl von der Karg-Stiftung. »Die größte Baustelle ist das Gymnasium: per se die Schulform für besonders begabte Schüler, heute aber die Schulform, in der am wenigsten individuelle Förderung für Hochbegabte stattfindet«, sagt Ahl. Die Schülerschaft auf den Gymnasien wird immer heterogener, im Bundesdurchschnitt wechseln 41 Prozent, in einigen Stadtvierteln sogar bis zu 97 Prozent der Grundschüler auf diese Schulform. In Nordrhein-Westfalen und Sachsen hat die Karg-Stiftung ein Projekt initiiert, das Gymnasien qualifizieren soll, Hochbegabte innerhalb des Klassenverbandes zu fördern. Dort, wo dies nicht passiert, hält Ahl Klassen speziell für Hochbegabte für sinnvoll.

Anders als Rost. Im Marburger Hochbegabtenprojekt wurden auch verbreitete Fördermaßnahmen untersucht und von Schülern, Eltern und Lehrern beurteilt: außerschulische Angebote wie Ferien- und Nachmittagskurse, schulische mit Schwerpunkt innerer Differenzierung (also den Stoff vertiefend) oder äußere Differenzierung – wie Überspringen oder Sonderklassen für Begabte. Das Ergebnis: Innere Differenzierung und Kurse in der Freizeit schnitten am besten ab. Zum Überspringen von Klassen – in den neunziger Jahren noch, wie Rost sagt, »fast das einzige Mittel zur Förderung Hochbegabter« – lautete das Urteil der Befragten: Überspringen im Prinzip ja, aber nicht für mich. Spezielle Klassen für Hochbegabte empfanden die Befragten als weniger geeignet.

Was aber, wenn die Schüler, die genau solche Klassen besuchen, befragt werden? Ingmar Ahl verweist auf eine Studie unter Leitung von Franzis Pregel von der Universität Trier und Wolfgang Schneider von der Universität Würzburg, die im Januar vorgestellt werden wird: Kinder, die solche Klassen besuchen, fühlen sich dort sehr wohl.

Kein Wunder, dass die begeistert sind von den Klassen, erwidert Rost, gebe es dort doch besonders engagierte, oft handverlesene Lehrer, kleinere Klassen und Extragelder für die Ausstattung – das ist Schule vom Allerfeinsten. Aber: »Ein Ruf nach einer Hochbegabten-Klasse ist eine Bankrotterklärung an die Lehreraus- und -fortbildung!«, schimpft Rost. Das zusätzliche Geld solle lieber in die bessere Schulung von Lehrern gesteckt werden, damit sie mehr Sensibilität für Begabungsfragen entwickeln. »Lehrer sehen Hochleistung – also Einser-Schüler, aber das sind nicht immer die Hochbegabten«, sagt Rost. Christian Fischer aus Münster differenziert: »Homogene Lerngruppen, wie Spezialklassen, sind geeignet, um kognitive Leistung zu fördern. Heterogene Lerngruppen, um ein soziales Lernen zu fördern. Aber oft reicht eines von beidem als Begabtenförderung nicht aus.« Ideal sei deshalb, wenn es in einem inklusiven Schulmodell, einer Schule für alle, auch separate Fördermöglichkeiten für Begabte gebe.

Zu den Hochbegabten ist nach 25 Jahren Langzeitstudie nun fast alles gesagt. Jetzt sind die Lehrer dran.

www.zeit.de/audio

Hochbegabtenprojekt

Die Studie

Das Marburger Hochbegabtenprojekt gehört zu den weltweit größten Studien zum Thema Hochbegabung. Initiator und Leiter der Studie ist **Detlef H. Rost, Psychologieprofessor an der Universität Marburg**. Rost startete sein Projekt, das vom Bundesbildungsministerium finanziert wurde, 1987 in neun (von damals elf) Bundesländern. Einzig Hamburg und Bremen machten nicht mit.

Die Teilnehmer

An über 200 Grundschulen ließ Rost **7023 Drittklässler** an Intelligenztests teilnehmen. Bei 151 von ihnen wurde ein Intelligenzquotient (IQ) von 130 oder höher gemessen, das gilt als Indikator für Hochbegabung. Gleichzeitig wurden 136 durchschnittlich begabte Grundschüler als Vergleichsgruppe ausgewählt. Nach der Wiedervereinigung kamen noch zwei weitere Gruppen aus 86 Gymnasien der neuen Bundesländer dazu: 118 Hochleistende, also die Schüler mit den besten Schulnoten (deren IQ im Schnitt etwa bei 117 liegt) und 112 Schüler, die eine Vergleichsgruppe bildeten. Fast alle Teilnehmer der vier Gruppen sind heute noch dabei.

Die Themen

Etwa alle zwei Jahre wurden die Probanden im vergangenen Vierteljahrhundert von den Wissenschaftlern befragt – persönlich und postalisch zu Themen wie **Berufswunsch und Studienwahl**, aber auch zu Persönlichkeitsmerkmalen oder Hypersensibilität. Die Rücklaufquote liegt bei 90 Prozent.